

Michael Gielen, „Unbedingt Musik“. Erinnerungen. Insel Verlag, Frankfurt/M. 2005. 366 Seiten.

Er sei ein „one track minded“-Mensch, sagt der bekannte Dirigent Michael Gielen von sich. Er habe weder ein Hobby noch „andere Interessen“, und geht ganz in seinem Beruf auf. Doch gilt er auch als ein Intellektueller unter den Dirigenten, und diese Memoiren zeugen von Gielens Aufgeschlossenheit, seiner schöpferischen Neugier, seinem politischen Engagement und seinem Interesse an Menschen. Der Blick in die Lebensgeschichte und die Person(a) Gielens ist spannend. Gielen entstammt einer Künstlerfamilie: Der Vater, Josef Gielen (1890–1968), aus dem katholischen Kölner Milieu, war Schauspieler, später Regisseur im argentinischen Exil und nach Kriegsende Theaterdirektor am Wiener Burgtheater. Für den Sohn war er stets eine „Respektsperson“: „Ich kann mich an keinen Körperkontakt, keine Liebkosung erinnern.“ Diese bekam er von seiner Mutter, der Schauspielerin Rose (Ruzia) Steuermann (1891–1982). Und dazu auch das jüdische Schicksal. Denn die Mutter, die er „abgöttisch liebte“, stammte aus einer assimilierten, kulturbeflissenen jüdischen Familie.

Spät wurde dem Dirigenten Gielen seine jüdische Identität bewußt. Erst nach dem Tod der Mutter wurde ihm klar, daß nach der *Halacha* „der Sohn einer Jüdin Jude ist, unabhängig vom Vater“. Dennoch, eine Synagoge besuchte er nie, jüdische Feiertage feiert er nicht, nach Israel ist er nie gereist. Die politischen Umstände wecken das jüdische Bewußtsein in ihm: Rechtsextreme wie Jörg Haider in Österreich – das Land, das Gielen als seine Heimat bezeichnet – provozieren ihn, „bewußter als Jude aufzutreten“ (178). Doch jede Dogmatik, jede Form oktroyierter Religion, die die Freiheit einschränkt, lehnt Gielen entschieden ab: „Ich lebe also in einem ständigen Ja und Nein. Ja zur Bergpredigt, nein zur Kirche, ja zur Kabbala, nein zum rabbinischen Judentum (obwohl ich davon herzlich wenig weiß).“

Gielen erzählt von einer Kindheit zwischen Geborgenheit und aufkommender Angst, von einem guten Schulfreund, der über Nacht zum Feind wurde, von einer hastigen Auswanderung im allerletzten Moment, im Jahre 1940. Die Exilzeit in Buenos Aires brachte die Entscheidung für die Musik mit sich. Er studierte Klavier, Musiktheorie und Komposition, dazu auch Philosophie. „Mein Ehrgeiz war es, kein Fachidiot der Musik zu werden.“ 1950 folgte er seinen Eltern nach Wien und setzte sein Studium der Harmonielehre bei Josef Polnauer fort, wurde Korrepetitor und Kapellmeister an

der Wiener Staatsoper. Auf seinem musikalischen Weg gibt es Stationen in Stockholm, Belgien, Holland oder Cincinnati (USA). Noch heute spricht man von der „Ära Gielen“ (1977–1987) und denkt dabei an die über 50 Opern, die er als Direktor und Chefdirigent der Frankfurter Oper dirigierte. Nicht von ungefähr ist dieses bewegende persönliche Dokument seiner Frau gewidmet. Helga Gielen, selbst Musikerin, ist seit 1950 die Frau an Gielen's Seite. Sie ging mit ihm durch dick und dünn und gab ihm mit ihrem Lebensmut die Hoffnung bei manchen Schicksalsschlägen.

Anat Feinberg, Stuttgart

Michael Okroy, **Kaschau war eine europäische Stadt.** Košice boli európskym mestom. Ein Reise- und Lesebuch zur jüdischen Kultur und Geschichte in Košice und Prešov. Arco Verlag, Wuppertal 2005. 248 Seiten.

Dieser sachkundige, dezent illustrierte und zweisprachige Band möchte die reiche Geschichte der im Holocaust ausgelöschten jüdischen Gemeinden in *Košice (Kaschau)* und *Prešov (Preschau)* dem Vergessen entreißen. Es bedurfte eines langjährigen Annäherungsprozesses zwischen den Partnerstädten *Wuppertal* und dem slowakischen *Košice*, ehe jenes Maß an wechselseitigem Vertrauen gewonnen war, das es der Wuppertaler Bildungsstätte Alte Synagoge ermöglichte, dieses sensible Projekt zu realisieren.

Wer es unternimmt, im multiethnischen Ostmitteleuropa die Lokalgeschichte jüdischer Gemeinden zu untersuchen, begibt sich auf eine ungewisse Spurensuche. Doch die Mühe hat sich gelohnt. Herausgekommen ist ein eindrucksvolles und erschütterndes Bild jüdischen Lebens und Sterbens. Ursprünglich zur österreichischen Doppelmonarchie gehörend, wurden beide Städte nach dem Ersten Weltkrieg Teil der Tschechoslowakei. Als Folge des „Münchener Abkommens“ fiel Košice 1938 an Ungarn, Prešov an die Slowakei. Nach 1945 wurden beide Städte wieder tschechisch, seit der Wende sind sie slowakisch. Von diesem Wechsel unbeeinflusst blieb der Antisemitismus der ungarischen wie der slowakischen Bevölkerung, für den der Autor reichlich Belege anführt und der den Deportationen das Feld bereitete. Sie fanden zwar unter deutschem Druck und deutscher Regie statt, machten aber Ungarn und die Slowaken zu willfähigen Mittätern. In Prešov begannen die Deportationen bereits 1942, im ungarischen *Kassa (Košice)* nach der deutschen Besetzung im Frühjahr 1944. Die Stadt wurde zum zentralen Umschlagplatz für insgesamt 430 000